Werk

Titel: Neue Aspekte der Arbeitsgeschichtsschreibung: Anregungen aus Südasien

Untertitel: die Sonderstellung der freien Arbeit

Autor: Schendel, Willem van

Ort: Bern

Jahr: 2007

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432_0022|LOG_0014

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

DISKUSSION

Willem van Schendel

Neue Aspekte der Arbeitsgeschichtsschreibung: Anregungen aus Südasien

Die Sonderstellung der freien Arbeit

DIE historischen Untersuchungen über die arbeitende Bevölkerung waren lange Zeit von den Konzepten der »freien« und »unfreien« Arbeit bestimmt, einem Begriffspaar, das ArbeiterInnen, die völlig proletarisiert sind, von denen unterscheidet, die es nicht sind. ProletarierInnen sind ArbeiterInnen ohne Eigentum und deshalb gezwungen, ihre Arbeitskraft für Geld zu verkaufen, gleichzeitig können sie aber frei darüber entscheiden, wem sie ihre Arbeitskraft verkaufen. Dieser (doppelt) freien Arbeit wird die unfreie Arbeit gegenübergestellt, entweder weil die ArbeiterInnen gezwungen sind, ihre Arbeitskraft an spezifische Unternehmer zu verkaufen – und zwar unter Bedingungen, die mehr von diesen Unternehmern als von den Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt bestimmt werden –, oder weil diese ArbeiterInnen nicht völlig eigentumslos sind. Während des 20. Jahrhunderts herrschte unter den ArbeitshistorikerInnenn die Annahme vor, dass sich in den beiden Konzepten der freien und unfreien Arbeit auch eine Grundtendenz der modernen Weltgeschichte ausdrücke: die fortschreitende Verdrängung der unfreien durch die freie Arbeit – oder die fortschreitende weltweite Proletarisierung der ArbeiterInnen.

Inzwischen sind die ArbeitshistorikerInnen in dieser Frage nicht mehr so zuversichtlich. Sie mussten einsehen, dass die Geschichte der Arbeit nie ein einförmiger Prozess gewesen ist, in dem die unfreie Arbeit durch die freie ersetzt wurde. Diese Erkenntnis hat viel mit der Tatsache zu tun, dass die Untersuchung der Arbeit nicht mehr auf bestimmte Regionen beschränkt ist. Sie war bisher auf die westliche Hemisphäre ausgerichtet. Die Arbeitsgeschichte basierte auf dem empirischen Wissen über die Arbeit in den in-

dustrialisierten Gebieten Europas und Nordamerikas und strebte nach Theorien, die universell anwendbar waren. Als aber detaillierte empirische Untersuchungen über die Arbeit in Afrika, Lateinamerika und Asien zugänglich wurden und die ArbeitshistorikerInnen sie ernst zu nehmen begannen, wurde klar, dass die aus der bisherigen Arbeitsgeschichte abgeleiteten Grundkonzepte unzureichend sind. In der Welt außerhalb des Westens war es unmöglich, die Arbeitsgeschichte als einen Entwicklungsstrang von der unfreien zur freien Arbeit zu entwerfen. Nach und nach erkannten die ArbeitshistorikerInnen, dass es notwendig ist, die westliche Perspektive zu überwinden, um das Forschungsfeld wieder zu beleben und eine Herangehensweise zu entwickeln, die wirklich vergleichend ist.

Es ist schwer abzuschätzen, in welchem Ausmaß solche Vergleiche unser Denken über die Arbeitsgeschichte verändern werden. Klar ist jedoch, dass dadurch die Angemessenheit der Grundkategorien und der Denkweisen in Frage gestellt wird. Die vergleichende Betrachtung übt bereits einen Einfluss darauf aus, wie ArbeitshistorikerInnen über die Entwicklung in der nördlichen Hemisphäre denken. Der »freie Lohnarbeiter« wird jetzt viel behutsamer als eine idealtypische Kategorie und weniger als eine Kategorie der historischen Realität des Nordens betrachtet. Lohnarbeit, die vom Aufstieg des industriellen Kapitalismus unabhängig geblieben ist, wird inzwischen – vor allem in den Debatten über die europäische Proto-Industrialisierung und die Arbeiter-Bauern – ernst genommen. Man hat erkannt, dass im Norden manchmal unfreie Arbeitsverhältnisse auf freiere Formen gefolgt sind.

Eine bedeutende Weltregion, die in der letzten Zeit konzeptionelle Herausforderungen hervorgebracht hat, ist Südasien.[1] ArbeitshistorikerInnen aus Südasien verweisen auf viele graduelle Abstufungen der Arbeitsbeziehungen, die zwischen den beiden Konstrukten der freien und unfreien Arbeit verortet sind und in vielen Abstufungen vorkommen. Einige sind das Ergebnis von Veränderungen traditioneller Verhältnisse, viele andere haben sich aber auch erst ganz neu und vor kurzem entwickelt. Die Voraussagen über die Auswirkungen des Kapitalismus auf die Arbeit – insbesondere über ihre Proletarisierung, die Entstehung einer Arbeiterklasse und von Arbeiterbewegungen – haben sich in Südasien durchweg als falsch erwiesen. Für Dipesh Chakrabarty und Peter Robb besagt das, dass der universalistische

1 Zur Region Südasien werden üblicherweise Teile Pakistans, Indiens, Nepals, Bangladeschs, Bhutans, Sri Lankas und der Malediven gezählt. Dort leben circa 1,5 Milliarden Menschen, was einem Fünftel der Weltbevölkerung entspricht.

Anspruch der marxistischen Theorie sich auf kulturelle Annahmen gründet, die alles andere als allgemeingültig sind.[2] Besonders die kontinuierliche Bedeutung der Religion und der sozialen Stellung sollte »bei der Bestimmung von Identitäten und der Wahrnehmung eigener Interessen [in Südasien] nicht als vorübergehende Unzulänglichkeit auf dem Weg zu einer ›echten‹ Arbeiterklasse angesehen werden, sondern als ein dauerhaftes Charakteristikum, das spezifischen Bedingungen entspringt«.[3]

Wenn das zutrifft, dann liegt der Beitrag einer über den Norden hinausgehenden Arbeitsgeschichte nicht nur im Überdenken der *teleologischen* Annahmen der älteren Arbeitsgeschichte des Westens oder in einer feineren Abstufung von Kategorien. Es geht dann auch um eine Überprüfung der kulturellen Annahmen, die den Schlüsselkategorien des Forschungsfeldes zu Grunde liegen.[4] Während die erstere Herangehensweise bereits ernsthaft praktiziert wird, ist die letztere bei weitem schwieriger umzusetzen und erfordert ein radikales Umdenken.[5]

Südasiatische Arbeitsgeschichte

In Südasien gibt es seit über 200 Jahren systematische Untersuchungen über die Arbeitsbeziehungen. Verwaltungsbeamte, Politiker, Unternehmer und WissenschaftlerInnen haben sich seit der frühen Kolonialzeit auf verschiedene Weise mit Fragen der Lohnarbeit befasst. Aber ein erkennbares Forschungsfeld der Arbeitsgeschichte hat sich hier erst in der jüngsten Gegenwart entwickelt, und dies nur in einem Land Südasiens: in Indien. Historisch gesehen ist vieles von dem, was wir über die Lohnarbeit, die ArbeiterInnen, die Unternehmer und die staatliche Arbeitspolitik wissen, unter andere Untersuchungsfelder – vor allem über das Kastenwesen, die Rechtsverhältnisse und die Entwicklungspolitik – subsumiert worden. Die Verbindungen dieser For-

2 Dipesh Chakrabarty, Rethinking Working Class History: Bengal 1890–1940, Delhi 1989; Peter Robb, Introduction: Meanings of Labour in Indian Social Context, in: Peter Robb (ed.), Dalit Movements and the Meanings of Labour in India, Delhi etc. 1993, S. 1–67.

3 Robb, ebenda, Introduction, S. 8.

4 Zum Beispiel die rechtliche, religiöse und intellektuelle Vorgeschichte Europas, besonders die Ideen der Befreiung, Freiheit, Gleichheit und Modernität, die mit Europa und der Aufklärung in Verbindung gebracht werden.

5 Vgl. Shahid Amin / Marcel van der Linden (eds.), ›Peripheral Labour‹? Studies in the History of Partial Proletarianization, Cambridge 1997.

schungsfelder mit der Arbeitsgeschichte waren wenig ausgeprägt, und das hatte zur Folge, dass die Forschung es weitgehend versäumt hat, sich mit der Stellung der Arbeit zu befassen, die sie in Südasien größtenteils einnahm.

In Südasien haben Lohnarbeiter im ›organisierten Sektor‹ niemals mehr als ein Zehntel der arbeitenden Bevölkerung ausgemacht, und in vielen Regionen noch weniger. Die Unsichtbarkeit anderer, zahlenmäßig weitaus bedeutenderer Formen der Arbeit (Kleinpacht, Kontraktarbeit, Halbpacht, Hausarbeit, Familienbetriebe und die sie oft begleitenden sozialen Zwangsmechanismen) wird zunehmend als ernsthafter Mangel der südasiatischen Arbeitsgeschichtsschreibung angesehen. Die Annahme, das Industrieproletariat sei die Avantgarde der modernen ArbeiterInnen, der alle anderen ArbeiterInnen gezwungenermaßen nachfolgten, hat sich als falsch erwiesen. Der ›organisierte‹ Sektor blieb nicht nur bemerkenswert klein, sondern diese ArbeiterInnen waren in der Regel auch keine ProletarierInnen, obwohl sie Lohnarbeiter waren.[6] Zu recht kann mit Sabyasachi Bhattacharya gesagt werden, dass die revolutionäre Rolle der Industriearbeiter überbetont worden ist. Wir würden die Arbeitsgeschichte in ein überholtes Paradigma zwängen, wenn wir dem Industrieproletariat weiterhin analytisch eine Sonderrolle zuweisen würden.[7]

Diese Feststellungen haben große theoretische Bedeutung. Der universelle Anspruch dieser Voraussagen zeigt sich in der Frage, die oft als nächste gestellt wird: Warum entspricht die Veränderung der Arbeitsverhältnisse in Südasien nicht dem Modell des Nordens? Oder allgemeiner ausgedrückt: Warum entsprechen die Arbeitsverhältnisse im Süden dieser Welt nicht denen in den »entwickelten« kapitalistischen Ländern des Nordens? Solche Fragen sind nicht sinnvoll, weil sie den organisierten Sektor und die proletarisierte Arbeit als selbstverständlichen Maßstab für die modernen Arbeitsbeziehungen setzen, von denen aber die Mehrheit der Arbeitskräfte der Welt ständig abweicht. Noch wichtiger ist die Frage, was diese ständige Abweichung für die theoretischen Grundannahmen der Arbeitsgeschichte bedeutet: »Wir ›Historiker und Sozialwissenschaftler des Südens kämpfen für eine Geschichtsforschung, die nicht durch Begriffe bestimmt wird, die von den

6 Das traf auf ungelernte Jute-ArbeiterInnen zu, aber noch stärker auf ungelernte ArbeiterInnen in der Tee-Industrie, weil diese durch Strafverträge gebunden waren, die sie über lange Zeiträume an Unternehmer banden und dadurch als Arbeitskräfte ständig verfügbar hielten.

7 Sabyasachi Bhattacharya, The Labouring Poor and Their Notion of Poverty: Late 19th and Early 20th Century Bengal, Noida [V. V. Giri National Labour Institute, India] 1998, S. 8–9.

seit langer Zeit existierenden Diskursen des Nordens geprägt sind. Die zentrale Frage [...] ist die nach den universellen Behauptungen euro-amerikanischer Theorien. Welchen Bestand haben diese Theorien, wenn wir sie uns auf der Basis unserer eigenen historischen Erfahrungen anschauen? Die meisten großen Theorien stützen sich selbst, indem sie großzügige Ausnahmen für weite Teile des Globus geltend machen. Wir streben jedoch weiter danach, die Ausnahme zu erklären, statt die Theorie, die solche Darstellungen untermauert, zu hinterfragen.«[8]

In diesem Zusammenhang hat die Arbeitsgeschichte Südasiens einige nützliche Debatten ausgelöst. Es gibt jetzt fast einhellig den Konsens, dass die Industrialisierungsprozesse in Südasien auf Arbeitsbeziehungen basieren, die sich von jenen im Norden unterscheiden. Von ihrem Beginn an vor etwa 150 Jahren war die Fabrikarbeit nicht frei, sondern blieb in der Familienarbeit und in den traditionellen Strukturen der Landbevölkerung verwurzelt. Das hatte weit reichende Konsequenzen für die Geschlechterbeziehungen, das Lohnniveau, die Regelung der Arbeitsbeziehungen und die Politik der ArbeiterInnen.

Diese Befunde stellen die klassischen Annahmen über die Beziehungen zwischen Kapital und Industriearbeit in Frage. Daran anknüpfend hat Gyan Prakash eine weitere ernsthafte Fragestellung formuliert. Auf der Basis einer Studie über die *kamias* (Landarbeiter mit langfristigen Bindungen an die Grundbesitzer in Bihar) forderte er eine Überprüfung der Begriffe freie und unfreie Arbeit. Sie basierten auf einer »Ideologie, die in der spät-aufklärerischen Überzeugung wurzelt, dass Freiheit die ›natürliche Lebensbedingung des Menschen konstituierte und dass die Universalisierung der freien Arbeit die *raison d'être* der Geschichte‹ [war]. Dieser Freiheitsdiskurs hat die unfreie Arbeit (Knechtschaft, Sklaverei, Kontraktarbeit) aus dem Wirkungsbereich des Kapitals verbannt, indem sie »in Widerspruch zur freien Arbeit, als eine Unterdrückung der naturgegebenen Bedingung der Freiheit« definiert wurde.[9] Aber der Kapitalismus profitierte bei seinem Aufstieg zum globalen System »von Strukturen, die von der bäuerlichen Produktion bis zur Plantagensklaverei reichten, obwohl sie als sein Gegenteil verstanden wurden. In diesem Sinn ist die Geschichte der Unfreiheit die Geschichte des verborgenen Kapitalismus«.[10] Und Prakash zieht daraus den Schluss: »Wenn die

8 Samita Sen / Shamil Jeppie, ›Editorial,‹ in: SEPHIS E-Magazine, 1 (2004), 1, S. 1.

9 Gyan Prakash, Colonialism, Capitalism and the Discourse of Freedom, in: Shahid Amin / Marcel van der Linden (eds.), Peripheral Labour? (wie Anm. 5), S. 9–25, hier S. 9 und 10.

10 Prakash, Colonialism (wie Anm. 9), S. 22.

Knechtschaft die Form war, von der die Beziehung zwischen Kapital und Arbeit in ihrem Universalisierungsprozess ausgehen musste, dann muss die koloniale Knechtschaft in die Analyse der freien Arbeit einbezogen werden. Weil Sklaverei und Knechtschaft die verdrängte Geschichte der Freiheit beinhalten, muss die Geschichte der Unfreiheit in den Kolonien in die Geschichte der Freiheit in den Metropolen integriert werden.«[11] Die ArbeitshistorikerInnen sollten also den Diskurs über die Freiheit hinter sich lassen und sich von den Kategorien der freien und unfreien Arbeit verabschieden. Dann werden ihre Beiträge über den Norden hinaus eine Bedeutung haben und sie werden die Geschichte der Arbeiterklasse der Gesellschaften des Südens besser verstehen.[12] Dabei können sie von einem großen Datenbestand profitieren, der sich für vergleichende Studien eignet. Sie sollten sich auch nicht mehr mit der Aufgabe begnügen, vor allem Merkmale bezogen auf wenig erfolgreiche oder unvollständige Übergänge zu moderneren Formen der Arbeit heraus zu arbeiten, sondern die kulturellen Fundamente des gesamten Forschungsfeldes darstellen. Die ArbeitshistorikerInnen sollten ihre bislang gehegten Annahmen neu überdenken und »auf ihren wesentlichen Gehalt hin überprüfen.«[13]

Arbeitsgeschichte in Bengalen und Nordost-Indien

Im Bewusstsein dieses Potenzials sollten wir die Erforschung der weltweiten Arbeitsgeschichte über den Norden hinaus entwickeln. Dann werden wir auch begreifen, dass die Arbeitsgeschichte Südasiens nicht hinter bestimmten weltgeschichtlichen Normen zurückgeblieben ist. Mit dem Blick auf die tatsächlichen Arbeitsverhältnisse in Südasien können wir uns mit den Forschungsergebnissen der dortigen ArbeitshistorikerInnen auseinandersetzen und Verbindungen zu angrenzenden Forschungsfeldern herstellen, um zu neuen allgemeingültigen Interpretationen zu kommen.

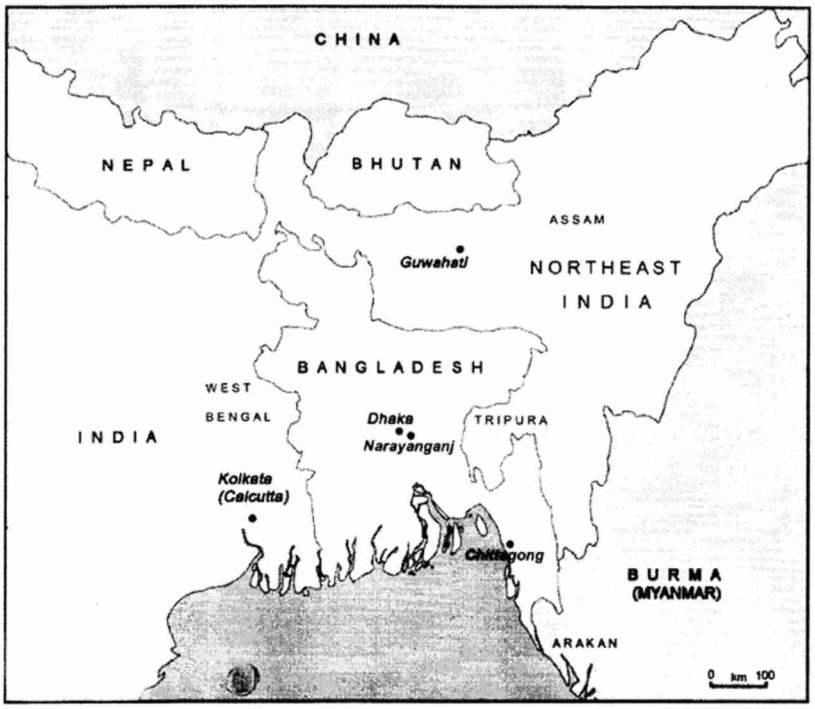
Südasien ist in seiner Gesamtheit ein zu weites Forschungsfeld für diesen Zweck. Dieser Aufsatz konzentriert sich auf die Arbeitsgeschichte in der nordöstlichen Region Südasiens. Es handelt sich dabei um Bengalen und

11 Prakash, ebenda, S. 23.

12 Shahid Amin / Marcel van der Linden, Peripheral Labour? (wie Anm. 5), S. 1–7, hier S. 5.

13 Marcel van der Linden, Refuting Labour History's Occidentalism, in: Arvind N. Das / Marcel van der Linden (eds.), Work and Social Change in Asia: Essays in Honour of Jan Breman, Delhi 2003, S. 249–261, hier S. 261.

Nordost-Indien (siehe Karte 1)[14] Das gegenwärtig von etwa 300 Millionen Menschen bewohnte Areal verfügt über eine mannigfaltige Ökonomie. Viele EinwohnerInnen finden Arbeit in den Mega-Städten (Kolkata / Kalkutta, Dhaka, Chittagong, Guwahati) und in großen Industriekomplexen (Tee-Plantagen, Öl-, Gas- und Kohleförderung). Weitaus mehr bestreiten ihren Lebensunterhalt durch Arbeit in der Landwirtschaft, beim Fischfang, in Handel und Handwerk sowie als Hausangestellte oder Staatsbedienstete.



Karte 1: Bengalen und Nordost-Indien.

14 Durch die häufigen Namensänderungen in dieser Region im Laufe des 20. Jahrhunderts und die starken politischen Empfindlichkeiten, die damit verbunden sind, ist es schwierig, sie mit einem einzigen Begriff zu bezeichnen. Heute ist die Region zwischen Bangladesch und Indien aufgeteilt. Der indische Teil umfasst die Provinzen West-Bengalen, Assam, Meghalaya, Tripura, Mizoram, Manipur, Nagaland und Arunachal Pradesch.

Die Region ist von Interesse, weil die dortigen ArbeitshistorikerInnen in ihrer Forschungsarbeit besonders innovative Ergebnisse erzielt haben.[15] Sie haben ihre Anstrengungen auf vier spezifische und miteinander in Beziehung stehende Bereiche konzentriert: Jutefabriken, Tee-Plantagen, Kohlebergwerke und Stahlwerke. Diese kapitalistischen Großunternehmen sind in der Kolonialzeit größtenteils von ausländischem Kapital und von mehreren hunderttausend Wanderarbeitern aufgebaut worden. Die Untersuchungen in diesen Bereichen erbrachten Einblicke in regionale Charakteristika der Formierung der Arbeiterklasse. Drei Dimensionen sind dabei besonders hervorgehoben worden: Erstens die Bedeutung und die Heterogenität nichtökonomischer Faktoren – vor allem Geschlecht, religiöse Gemeinschaften, Kasten und regionale Identität; zweitens das Fortbestehen von Verbindungen zwischen IndustriearbeiterInnen und den Dörfern, aus denen sie stammen; und drittens die Verschiedenheit der Erfahrungen der ArbeiterInnen. Infolgedessen erschien »die Geschichte der bengalischen Arbeiterklasse nicht als eine Abweichung vom europäischen und insbesondere englischen Modell der Entstehung der Arbeiterklasse«, sondern besaß ihre eigenständige Dynamik.[16] Samita Sen verweist auf eine entscheidende Eigentümlichkeit: »In Südasien [...] gab es keine klare Trennung zwischen Haushalt und Produktion: die dem Haushalt eigenen produktiven Funktionen erwiesen sich als überlebensfähig und besonders in armen Haushalten kombinierten die Frauen Konsumtion, Lohnerwerb und Reproduktion, oftmals gleichzeitig. Die Vorstellung eines männlichen Lohnarbeiters als der einzigen Einkommensquelle des Familienhaushalts – der alleinige männliche Ernährer – war nicht allgegenwärtig und die Entstehung des modernen Fabriksystems war dafür nicht entscheidend.«[17]

In einem kürzlich erschienenen Überblick über die Arbeitsgeschichtsschreibung von West-Bengalen weist Arjan de Haan darauf hin, dass der empirische Fokus der bengalischen Untersuchungen zu eng sei und deshalb erweitert werden müsse, um die Verschiedenheit der Erfahrungen der Arbei-

15 Vgl. den historiographischen Überblick bei Arjan de Haan / Samita Sen, New Lamps for Old? Debates in Eastern Indian Labour Historiography, in: Arjan de Haan / Samita Sen (eds.), A Case for Labour History: The Jute Industry in Eastern India, Calcutta 1999, S. 1–22.

16 Sekhar Bandyopadhyay, Introduction, in: Sekhar Bandyopadhyay (ed.), Bengal: Rethinking History – Essays in Historiography, Delhi 2001, S. 13–35, hier S. 25. Vgl. auch de Haan, Towards a »Total History«, in: ebenda, S. 127.

17 Samita Sen, Gendered Exclusion: Domesticity and Dependence in Bengal, in: International Review of Social History, 42 (1997), S. 65–86, hier S. 65.

terInnen mit einbeziehen zu können: »ihre fortbestehende Verbindung zu den ländlichen Gebieten, religiöse, kulturelle, ethnische, auf die Kaste bezogene und sprachliche Unterschiede, wie sie durch das Geschlecht und andere nicht-ökonomische Faktoren konstituiert werden«.[18] In einer solchen Erweiterung sollten der Wirtschaftssektor, die Zeitspanne, der Charakter der Arbeitspolitik, die geographische Reichweite und die persönlichen Zeugnisse der ArbeiterInnen Platz finden. Mit seiner Aufforderung steht de Haan nicht allein; er erhält breite Unterstützung aus den Kreisen indischer ArbeitshistorikerInnen, die »die Vielfalt der Praktiken und Identitäten der ArbeiterInnen sowie die Heterogenität der Arbeitsformen« untersuchen wollen.[19] Aber trotz der Einsicht, dass das Forschungsfeld durch diese Erweiterung sich verändern wird, steht der Schritt zur Umsetzung noch aus. Die ArbeitshistorikerInnen haben noch keine aussichtsreichen Forschungsstrategien entwickelt, wobei möglicherweise die Befürchtung eine Rolle spielt, aus dem gewohnten Bezugsrahmen einer einheitlichen Theorie heraus zu fallen. In diesem Beitrag gehe ich von ihren Vorschlägen aus und untersuche acht sich teilweise überlappende Themen, die bei einer Erweiterung der Arbeitsgeschichte dieser Region besonders wichtig sein dürften.

1. IndustriearbeiterInnen: In Jute- und anderen Fabriken

Die Arbeitsgeschichte in Bengalen und Nordost-Indien ist bislang hauptsächlich auf die großen Industrieunternehmen beschränkt gewesen, wobei es eine auffallende Konzentration auf die Jute-Fabriken im kolonialen Kalkutta (Kolkata) gab. Allerdings entstand dadurch ein produktiver Austausch zwischen den WissenschaftlerInnen, da sie ein großes gemeinsames Forschungsthema hatten.[20] Welche Relevanz haben jedoch ihre Forschungsergebnisse über die koloniale Jute-Fabrik von Kalkutta hinaus? Beispielsweise gibt es wenig Forschungen über Kalkuttas Jute-Fabriken nach dem Ende der britischen Kolonialherrschaft im Jahr 1947 und noch weniger über die Arbeitsbeziehungen in den neuen Jute-Fabriken, die nach 1947 in Dhaka und Narayanganj (Ost-Pakistan, später Bangladesch) errichtet

18 De Haan, Towards a »Total History« (wie Anm. 16), S. 132.

19 Prabhu Mohapatra, Situating the Renewal: Reflections on Labour Studies in India, Noida [V.V. Giri National Labour Institute India] 1998, S. 34; vgl. de Haan / Sen, New Lamps for Old? (wie Anm. 15); Bhattacharya, The Labouring Poor (wie Anm. 7).

20 Arjan de Haan / Samita Sen (eds.), A Case (wie Anm. 15).

wurden.[21] Solche vergleichenden Studien könnten jedoch sehr aufschlussreich sein. In der Literatur wird häufig thematisiert, wie das Kasten-System die Belegschaften strukturiert. Vergleiche mit Ost-Pakistan / Bangladesch sind deshalb sinnvoll, weil die Jute-ArbeiterInnen dort keine von den Kasten geprägte Identitäten besaßen, sondern mehrheitlich Muslime waren. Hat dieser Umstand zu Unterschieden in der Einstellungspolitik, im Arbeitsprozess oder in der Arbeitspolitik geführt? Haben diese ArbeiterInnen sich in einem geringeren Ausmaß zu einer Arbeiterklasse formiert? Und wenn nicht, warum?

In der Literatur wird breit auf die koloniale Natur der Arbeitsbeziehungen in der Jute-Industrie von Kalkutta eingegangen. Anthony Cox hat in seiner vergleichenden Studie über die Jute-Manufaktur in Dundee (Schottland) und Kalkutta während der Kolonialzeit herausgefunden, dass die ArbeiterInnen ähnlich behandelt wurden.[22] Untersuchungen über die postkolonialen Beziehungen sowohl in Kalkutta als auch in Dhaka / Narayanganj haben die Frage aufgeworfen, inwieweit sich das Verhalten der Jute-ArbeiterInnen in der Kolonialzeit darauf zurückführen lässt, dass sie dem »verrückten und gewaltsamen Wirken des Imperialismus«[23] ausgeliefert waren. Wie wichtig war also die *koloniale* Dimension?

Waren die Arbeitsbeziehungen in anderen städtischen Großindustrien (Chemie, Papiermanufaktur, Tabak oder Bauwesen) und in Kleinunternehmen (Leder, Keramik, Ziegelherstellung, Reismühlen oder Medikamentenherstellung)[24] denen der Jute-Industrie ähnlich? Auch ein Vergleich mit der Baumwoll- und Seiden-Textilherstellung bietet sich an, weil diese, anders als die Jute-Industrie, das ganze Spektrum von Klein- bis zu Großunternehmen, von örtlichem bis zu europäischem Kapital, von der traditionellen

21 Zu Kalcutta siehe Arjan de Haan, Unsettled Settlers: Migrant Workers and Industrial Capitalism in Calcutta, 1994; Leela Fernandes, Producing Workers: The Politics of Gender, Class and Culture in the Calcutta Jute Mills, Philadelphia 1997; zu Dhaka / Narayanganj siehe V. Bhaskar / Mushtaq Khan, Privatization and Employment: A Study of the Jute Industry in Bangladesh, in: American Economic Review, 85 (1995) 1, S. 267–273.

22 Anthony Cox, Rationalisation and Resistance: The Imperial Jute Industries of Dundee and Calcutta, 1930–40, University of Cambridge [Fellowship Dissertation] 1997, zitiert nach De Haan, Towards a »Total History« (wie Anm. 16) S. 128.

23 Chakrabarty, Rethinking (wie Anm. 2), S. 225.

24 Siehe auch Amit Bhattacharyya, Swadeshi Enterprise in Bengal, 1900–1920, Calcutta [M. Bhattacharyya] 1986; Smriti Kumar Saha, The Rice Milling Industry in Bengal, 1920–1950: A Case Study of the Impact of Mechanization on the Local Peasant Economy, in: Calcutta Historical Journal, 13 (1988–89), 1–2, S. 1–111.

Handarbeit bis zur modernen Mechanisierung, von ortsansässigen bis zu WanderarbeiterInnen und schließlich von inländischen bis zu Exportmärkten abdeckt.[25] Darüber hinaus würden uns die Studien über die Seiden- und Baumwoll-Textilherstellung, die beide eine lange und bedeutende vorkoloniale Geschichte in der Region haben, zeigen, welche Auswirkungen die Kolonialherrschaft auf die Arbeitsbeziehungen besaß. Das könnte ein wichtiger Beitrag in einem Forschungsfeld sein, das von Annahmen über den Einfluss des kolonialen Kapitalismus auf die südasiatischen Arbeitsbeziehungen bestimmt ist. Eine weitere Frage wäre, ob und wie die Erfahrungen der ArbeiterInnen in Industrieunternehmen, die in einheimischem beziehungsweise ausländischem Besitz sind, differieren.[26] Solche Forschungsfragen könnten ArbeitshistorikerInnen motivieren, industrielle Beziehungen auch außerhalb der Metropole Kalkutta zu analysieren und zwar nicht nur in anderen Städten und Dörfern, sondern auch in anderen Industrien – wie Indigo und Ziegelherstellung –, die wegen der benötigten Rohstoffe und möglicherweise der Arbeitskräfte in ländlichen Gebieten angesiedelt waren.

2. Landwirtschaft: Proletarisierung oder Pauperisierung?

Nach 150 Jahren kapitalistischer Produktion in Südasien wurde die Annahme, dass unter kapitalistischen Verhältnissen die ArbeiterInnen notwendigerweise proletarisiert werden, nicht bestätigt. ArbeitshistorikerInnen haben versucht, das zu erklären, indem sie auf kulturelle und soziale Eigenheiten

25 Zur Seidenindustrie siehe Willem van Schendel, Reviving a Rural Industry: Silk Producers and Officials in India and Bangladesh, 1880s to 1980s, Dhaka [University Press Ltd.] 1995; zur exportorientierten Bekleidungsindustrie siehe: Hameeda Hossain et al., No Better Option? Industrial Women Workers in Bangladesh, Dhaka [University Press Limited] 1990; Pratima Paul-Majumdar / Salma Choudhuri, The Conditions of Garments Workers in Bangladesh: An Appraisal, Dhaka [Bangladesh Institute of Development Studies] 1991; Dina M. Siddiqi, Gender and Labor in Bangladeshi Factories, Ph. D. Dissertation, University of Michigan, 1996; Petra Dannecker, Conformity or Resistance? Women Workers in the Garment Factories in Bangladesh, Bielefeld [University of Bielefeld, Faculty of Sociology, Working Paper No. 326] 1999; Dina M. Siddiqi, Miracle Worker or Womanmachine? Tracking (Trans)national Realities in Bangladeshi Factories, in: Economic and Political Weekly (May 27, 2000), S. L-11–L-17; Naila Kabeer, The Power to Choose: Bangladeshi Women and Labour Market Decisions in London and Dhaka, London / New York 2000; Naila Kabeer / Simeen Mahmud, Globalization, Gender and Poverty: Bangladeshi Women Workers in Export and Local Markets, in: Journal of International Development, 16 (2004), S. 93–109.

26 Siehe Bhattacharyya, Swadeshi Enterprise (wie Anm. 24).

der Region und den kolonialen Charakter des Kapitalismus bis 1947 hinwiesen. Auch die Annahme, dass der Kapitalismus in der Landwirtschaft eine Trennung von Kapital und Arbeit bewirkt, hat sich nicht bestätigt. Obwohl die Landwirtschaft in weiten Teilen Bengalens und Nordost-Indiens seit Jahrhunderten stark am Markt orientiert und in den Geldverkehr eingebunden war, entsprach diese landwirtschaftliche Produktion weder dem Modell kapitalistischer Unternehmen, die im Besitz der Produktionsmittel – Land, Produktion, Technologie, Wissen, Kapital – sind, noch besitzloser LandarbeiterInnen, die ihre Arbeitskraft ›frei‹ anbieten. Damit soll nicht gesagt werden, dass sich in der Landwirtschaft dieser Region keine Lohnarbeitsverhältnisse entwickelt haben. Lohnarbeitsverhältnisse existierten bereits vor der Kolonialherrschaft und haben sich während der Kolonialzeit wie in der post-kolonialen Periode enorm ausgebreitet. Einige ForschererInnen haben bereits darauf hingewiesen, dass Lohnarbeit in der Landwirtschaft nicht als ein Kürzel für Proletarisierung zu verstehen sei. Sie haben zwischen diesem Prozess, der eine Folge des Kapitalismus ist, und der Pauperisierung unterschieden, der Enteignung der Produzenten als Folge von Verarmung, Erbfolge und Bevölkerungswachstum.[27]

Wenngleich Lohnarbeit ein wichtiges Element in der landwirtschaftlichen Produktion war, haben sich die ArbeitshistorikerInnen Bengalens und Nordost-Indiens nicht besonders mit der Geschichte der LandarbeiterInnen befasst. Es gibt nur eine geringe Anzahl von Forschungsarbeiten zu diesem Thema, die Untersuchungen über die Tee-Plantagen von Assam und Nord-Bengalen ausgenommen.[28] Außerhalb dieser Enklaven kolonialer kapitalistischer Landwirtschaft ist unser Bild von den LandarbeiterInnen verschwommen und bruchstückhaft. Und dennoch scheinen die Transformationen, die stattgefunden haben, von konzeptueller Bedeutung zu sein. Seit dem 18. Jahrhundert gab es verschiedene staatliche Versuche, die kapitalistische Landwirt-

27 In der Literatur werden auch die Begriffe »depeasantisation« und »non-proletarian immiserisation« benutzt.

28 Amalendu Guha, Planter-Raj to Swaraj: Freedom Struggle and Electoral Politics in Assam, 1826–1947, Delhi [Indian Council of Historical Research] 1977; Sharit Kumar Bhowmik, Class Formation in the Plantation System, New Delhi [People's Publishing House] 1981; Ranajit Das Gupta, Labour and Working Class in Eastern India: Studies in Colonial History, Calcutta / Delhi 1994; Ranajit Das Gupta, Economy, Society and Politics in Bengal: Jalpaiguri 1869–1947, Delhi etc. [Oxford University Press] 1992; Samita Sen, Questions of Consent: Women's Recruitment for Assam Tea Gardens, 1859–1900, in: Studies in History, 18 (2002), 2, S. 231–260.

schaft zu fördern, eine Klasse von Landbesitzern zu schaffen und den Anbau von Feldfrüchten zu kommerziellen Zwecken einzuführen. Obwohl die Landwirtschaft sich stärker am Markt orientierte, haben sich kapitalistische Arbeitsbeziehungen in der landwirtschaftlichen Produktion nicht durchgesetzt. Im frühen 19. Jahrhundert waren in den ländlichen Gebieten der Region – im Gegensatz zu vielen anderen Teilen Südasiens – nur wenige LohnarbeiterInnen zu finden. Dieser Mangel an örtlichen LandarbeiterInnen war ein wichtiger Grund, warum man in den wachsenden Tee- und Jute-Industrien auf WanderarbeiterInnen zurückgriff.

Seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts lassen sich jedoch deutliche Veränderungen wahrnehmen. Während sich das Bild von Bengalen als einem Land ohne ländliche LohnarbeiterInnen bis heute hält, ging die auf Familienarbeit basierende, autonome bäuerliche Produktion de facto zurück. Diese Veränderung führte nicht dazu, dass es mehr LohnarbeiterInnen oder Kleinpächter gab, sondern beide Produktionsformen nahmen gleichzeitig zu. Im Jahr 1888 zeigte die erste Statistik über die »unteren Klassen« in Bengalen, dass 26 Prozent der ländlichen Haushalte ihr Einkommen ausschließlich oder größtenteils aus Lohnarbeit bestritten und weitere 13 Prozent von Lohnarbeit als Nebenerwerbsquelle zum Familieneinkommen abhängig waren.[29] Ein Jahrhundert später war bereits die Mehrheit (mindestens 55 Prozent) der Landbevölkerung in Bengalen von Lohnarbeit abhängig und wegen des Bevölkerungswachstums stieg zwischen 1880 und 1980 ihre Zahl von 13 auf 60 Millionen an.[30] Aber die völlige Enteignung der bäuerlichen Produzenten war zahlenmäßig nicht bestimmend. Im Gegenteil, im damaligen ländlichen Bengalen nahm die Zahl der Kleinpächter rasch zu. Die meisten Haushalte, die sich von Lohnarbeit ernährten, behielten auch kleine Landstücke. Die ländliche Proletarisierung blieb beschränkt, während die Gewinnmaximierung mittels Krediten, Pachtverträgen und Landpfändungen stark anwuchs. Die WissenschaftlerInnen haben sich schwer getan, diese Entwicklung, die sie als »halb-feudal« bezeichneten, zu interpretieren, weil sie Landbesitzer, Bauern, Kleinpächter und LohnarbeiterInnen hervorgebracht hat. Diese Etikettierungen sind nicht hilfreich, um ein System, das so außergewöhnlich komplex und Schwankungen un-

29 Report on the Condition of the Lower Classes of Population in Bengal, Calcutta [Bengal Secretariat Press] 1888 [vorhanden in: British Library IOR L/E/7/185].

30 Willem van Schendel/Aminul Haque Faraizi, Rural Labourers in Bengal, 1880 to 1980, Rotterdam [Comparative Asian Studies Programme, Erasmus University Rotterdam] 1984.

terworfen ist, begrifflich zu fassen. In der bengalischen Landwirtschaft haben selbst kleine Familienhaushalte zahlreiche winzige und verstreut liegende Landstücke besessen – ein Resultat der ökologischen Bedingungen und der Erbteilung. Diese Haushalte überließen zwar oft ihre weit entfernt liegenden Feldstücke anderen Kleinpächtern, haben aber häufig selbst kleine Felder als Kleinpächter bewirtschaftet. Es konnte auch vorkommen, dass sie LohnarbeiterInnen anheuerten und sich gleichzeitig selbst gegen Lohn an andere verdingten.[31]

Derart dynamische und graduell abgestufte Arbeitsbeziehungen in einem weitgehend marktorientierten System landwirtschaftlicher Produktion stellen für ArbeitshistorikerInnen ein interessantes Forschungsfeld dar, über das es erfreulicherweise grundlegende Studien gibt, in denen bereits viele konzeptionelle Fragen diskutiert werden. Diese Forschungsarbeiten von Ökonomen, Anthropologen und Entwicklungswissenschaftlern basieren auf sorgfältigen Beobachtungen hauptsächlich in einem kleineren Areal West-Bengalens. Seit den Untersuchungen Ashok Rudras in den 1970er Jahren bis zu denen von Ben Rogaly in den letzten Jahren ist eine große Vielfalt vertraglicher Arbeitsformen bekannt geworden.[32] Die neueren Forschungen hinterfragen die eher »abstrakten Modelle«, weil sie keine Antworten auf das Handeln der LandarbeiterInnen und darauf, wie Arbeitsmärkte sowohl sozial als auch ökonomisch funktionieren, geben. Die Kritiker widmen ihr Augenmerk vor allem den Entscheidungen, die die LandarbeiterInnen selbst treffen. Eine konzeptionell offene Frage ist, ob durch »befristete« und »unbefristete« Verträge ein bestimmtes Arbeitsmarkt-Segment geschaffen wird.[33] Eine weitere Infragestellung bezieht sich auf die Kategorien »Migrant« und »Person mit vorübergehendem Aufenthalt«, weil die Ent-

31 Vgl. Willem van Schendel, Peasant Mobility: The Odds of Life in Rural Bangladesh, Assen [Van Gorcum], 1981 und Delhi [Manohar] 1982, S. 300, 309, 318.

32 Ashok Rudra / Madan Mohan Mukhopadhya, Hiring of Labour by Poor Peasants, in: Economic and Political Weekly (10 January 1976), S. 33–36; Ben Rogaly, Embedded Markets: Hired Labour Arrangements in West Bengal, in: Oxford Development Studies, 15 (1997), 2, S. 209–223; Molly Chattopadhyay, Waged Labour Arrangements in a West Bengal Village, in: Economic and Political Weekly (17 February 2001), S. 569–575; Ben Rogaly / Abdur Rafique, Struggling to Save Cash: Seasonal Migration and Vulnerability in West Bengal, India, in: Development and Change, 34 (2003), 4, S. 659–681; Ben Rogaly / Daniel Coppard, They Used To Go To Eat, Now They Go To Earn: The Changing Meanings of Seasonal Migration from Puruliya District in West Bengal, in: Journal of Agrarian Change, 3 (2003), 3, S. 395–433.

33 Rogaly, Embedded Markets, ebenda.

scheidung zur Migration ganze Haushalte und ihre »erweiterten Lebenswelten« mit einschließt.[34]

3. Gender und erweiterte Lebenswelten

Nach Aussagen von ArbeitshistorikerInnen hat in den Arbeiterhaushalten der Region nach Mitte des 19. Jahrhunderts eine Veränderung im Verhältnis der Geschlechter zueinander stattgefunden. Frauen und Kinder übernahmen mehr unbezahlte »Familien«-Arbeit und weniger Lohnarbeit, bei den Männern war es genau umgekehrt. Gleichzeitig dominierten die Männer in der kapitalintensiveren Produktion, während die Frauen in den arbeitsintensiveren Sektoren vorherrschten, die mit niedrigem Status und schlechterer Bezahlung verbunden waren.[35] Diese nach Geschlechtern vollzogene Arbeitsteilung variierte bezogen auf soziale Gruppen und wirtschaftliche Tätigkeiten, und es gab zeitbedingte wie geographische Unterschiede.[36] Zum Beispiel haben die Männer beim Reisanbau im westlichen Bengalen gepflügt und gesät, während die Frauen umpflanzten und Unkraut jäteten. Im östlichen Bengalen hingegen arbeiteten die Frauen nicht auf dem Feld, sondern konzentrierten sich auf die Veredelung der Feldfrüchte. Bei den nicht aus Bengalen stammenden Bevölkerungsgruppen, die in Bengalen lebten (Santals und Oraons), gab es noch andere Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Auch die Bauern der Landwechselwirtschaft (shifting cultivation)[37] in

34 Ben Rogaly, Who Goes? Who Stays Back? Seasonal Migration and Staying Put Among Rural Manual Workers in Eastern India, in: Journal of International Development, 15 (2003), S. 623–632, hier S. 631 ff.; Ben Rogaly et al., Seasonal Migration, Social Change and Migrants' Rights: Lessons from West Bengal, in: Economic and Political Weekly, 36 (2001), 49, S. 4547–4559; Ben Rogaly et al., Seasonal Migration and Illfare / Welfare in Eastern India, in: Journal of Development Studies, 38 (2002), 4, S. 89–114. Zum Thema »erweiterte Lebenswelten« bezüglich der Haushalte, deren Mitglieder sowohl in der Industrie des kolonialen Kalkuttas als auch in der landwirtschaftlichen Produktion gearbeitet haben, siehe Samita Sen, Beyond the »Working Class«: Women's Role in Indian Industrialisation, in: South Asia, 22 (1999) 2, S. 95–117.

35 Nirmala Banerjee, Working Women in Colonial Bengal: Modernization and Marginalization, in: Sangari / Vaid (eds.), Recasting Women, 1989, S. 269–301; Sen, Gendered Exclusion (wie Anm. 17), S. 66–67.

36 Salma Khan, The Fifty Percent: Women in Development and Policy in Bangladesh, Dhaka [University Press Ltd.] 1988.

37 Weltweit wird auf circa 24 Prozent der landwirtschaftlichen Anbauflächen wechselnder Anbau (shifting cultivation) betrieben, vor allem in Südamerika, Afrika und in Südasien. Im Deutschen existieren folgende Begriffe für diese Anbauweise: Landwechselwirtschaft, Wanderhackbau oder Brandrodungswanderfeldbau.

Nordost-Indien kannten unterschiedliche Formen der Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern. Während die urbane Industriearbeiterschaft sich zunehmend nur noch aus Männern zusammensetzte, arbeiteten auf den Tee-Plantagen fast nur noch Frauen.[38]

Ähnlich wie in der Landwirtschaft gab es auch im Fischfang, in der Viehwirtschaft, im Handel, in den Baumwoll-Industrien und von der Mitte des 19. Jahrhunderts an in der Fabrikarbeit eine Bandbreite von Geschlechterrollen. ArbeitshistorikerInnen haben begonnen, diese Geschlechterrollen, die Ideologien der traditionellen Verwandtschaftsbeziehungen, die Unterstützung der Arbeitenden durch ihre Familien und die Frage, wie all diese Faktoren zusammenhängen, zu untersuchen.[39] Es liegt noch ein weiter Forschungsweg vor uns, obwohl inzwischen die Kategorie »Gender« in die Untersuchungen der Jute-Fabrikarbeit und der Tee-Plantagenarbeit im Zusammenhang mit den ländlichen Systemen, von denen diese Industrien bei der Rekrutierung ihrer ArbeiterInnen abhängig waren, Eingang gefunden hat. Diese Studien zeigen, dass die Eigenheiten der industriellen Arbeiterklasse in Bengalen von der strukturellen Anpassungsfähigkeit ländlicher Familien bestimmt waren. Hinzu kam der Wunsch der Fabrikmanager nach flexiblen Arbeitskräften, das Entstehen einer Ideologie, wonach der Mann der Ernährer der Familie ist, und eine Verarmung der ländlichen Produzenten. In diesem Kontext könnte der Begriff »erweiterte Lebenswelten« für ArbeitsmigrantInnen hilfreich sein: Die Lebenswelten zeitgenössischer MigrantInnen haben eine lange Vorgeschichte. Sen schreibt über die Kolonialzeit: »die typische Arbeiterklassen-Familie war räumlich auseinander gerissen und auf die unbezahlte (oder schlecht bezahlte) Arbeit der Frauen und Kinder in der ländlichen Wirtschaft genauso dringend angewiesen wie auf den Industriearbeiterlohn des Mannes [...] Frauen arbeiteten fernab der neu entstehenden ›modernen‹ Sektoren und vom urbanen Arbeitsmarkt, wodurch die Vorstellung vom männlichen Ernährer verfestigt wurde.«[40]

Diese Beobachtungen mögen die Arbeitsgeschichte von Fragestellungen wegführen, wie durch die Macht des Kapitals Gesellschaften transformiert werden und wie staatliche Interventionen mittels Besteuerung und Gesetzgebung, diese Prozesse befördern. Die Bedeutung der Verwandtschaft und Familienideologien, die Familienmitglieder als Arbeitskräfte vorsehen und

38 Samita Sen, Questions of Consent (wie Anm. 28).

39 Samita Sen, Gendered Exclusion (wie Anm. 17).

40 Samita Sen, Gendered Exclusion, ebenda, S. 73, 86f.; Samita Sen, Beyond the »Working Class« (wie Anm. 34.).

Lebensentwürfe für den Familienhaushalt vorgeben, sollte ernster genommen werden. Deshalb sollten die ArbeitshistorikerInnen ihr Augenmerk mehr auf die Fähigkeit der ArbeiterInnen richten, im eigenen Interesse zu handeln, und auf die transformative Rolle ihrer über Generationen gewachsenen Lebensstrategien achten.[41] Wenn erweiterte Lebenswelten dann das Resultat wären, dann wären diese ebenso von den ArbeiterInnen selbst wie von den Kontexten, in denen sie handeln, geschaffen worden. Für ArbeitshistorikerInnen ist es deshalb interessant, zu untersuchen, wie ArbeiterInnen ihre Entscheidungen treffen und wie in den Familien die Auseinandersetzungen bezüglich der geschlechterspezifischen Aufteilung der Familienarbeit verlaufen.[42]

4. Arbeit und Reis: ein besonderer Fall?

Die Landwirtschaft dieser Region bietet für ArbeitshistorikerInnen noch andere interessante Untersuchungsgegenstände: So zum Beispiel welchen Einfluss bestimmte Agrarprodukte auf den historischen Entwicklungsverlauf der Arbeitsbeziehungen in den asiatischen Gesellschaften genommen haben. Dieser öko-technologische Blick verbindet die soziale Struktur mit den botanischen Eigenschaften der Reispflanze. Clifford Geertz und Francesca Bray haben in ihren Arbeiten über die asiatische Landwirtschaft verschiedentlich auf diese Eigenschaften der Reispflanze hingewiesen: ihr Ertrag ist im Verhältnis zur Saat und Ernte viel höher als Weizen, Gerste, Mais oder Roggen, die kurze Wachstumszeit erschöpft den Boden nicht und erlaubt zwei oder drei Ernten pro Jahr auf demselben Feld. Der bewässerte Reisanbau lässt sich deshalb mit mehr Arbeitskräften steigern.[43] In diesen Systemen werden technologische Veränderungen, die Arbeitskräfte absorbieren und die Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft reduzieren, solchen Systemen vorgezogen, die den Ertrag zwar steigern, dafür aber die Arbeitskräf-

41 Siehe Jack Goody, Production and Reproduction: A Comparative Study of the Domestic Domain, Cambridge [Cambridge University Press] 1976; van Schendel, Peasant Mobility (wie Anm. 31).

42 Greenoughs Untersuchung über den Zusammenbruch des Arbeitsmarkts während der großen Hungersnot in Bengalen im Jahr 1943 zeigt, welche Überlebensstrategien die Familienhaushalte in dieser Extremsituation entwickelt haben: Paul R. Greenough, Prosperity and Misery in Modern Bengal: The Famine of 1943–44, New York [Oxford University Press] 1982, S. 183–236.

43 Clifford Geertz, Agricultural Involution: The Processes of Ecological Change in Indonesia, Berkeley [University of California Press] 1963; Francesca Bray, The Rice Economies: Technology and Development in Asian Societies, Oxford 1986.

te reduzieren.[44] Geertz und Bray weisen darauf hin, dass historisch gesehen der Reisanbau sich deshalb weder für eine Großproduktion geeignet noch eine Zentralisierung des Managements oder der Einführung von Maschinen begünstigt habe. Im Gegenteil, die Reisproduzenten haben sich für Innovationen entschieden, die sowohl die Produktivität des Bodens als auch die Verbesserung von Arbeitsbedingungen berücksichtigten.[45] In diesem Kontext stellt sich die Frage, inwieweit die ökologischen und technologischen Besonderheiten des Reisanbaus dem agrarischen Kapitalismus besondere Beschränkungen auferlegt haben.[46] Die enorme Überlebenskraft der Familienbetriebe in der Reisproduktion sowohl unter kapitalistischen als auch staatssozialistischen Bedingungen in Asien hat ArbeitshistorikerInnen vor die Frage gestellt, die nicht nur LandarbeiterInnen, sondern auch IndustriearbeiterInnen betrifft: Sollten wir diese Beständigkeit in Anlehnung an Prakashian einen Kapitalismus im Verborgenen nennen? Haben Gesellschaften mit Reis-Anbau diese besondere Form im Verhältnis von Kapital und Arbeit sozusagen gezwungenermaßen angenommen? Wenn dem so wäre, müssten wir die Geschichte der bäuerlichen Produktion in die Theorie des freien Arbeiters integrieren.

5. Das Arbeitssystem in der Landwechselwirtschaft

Der Anbau von Reis ist für die regionale Wirtschaft von außergewöhnlicher Bedeutung. In ungefähr der Hälfte der Region, besonders im Norden und Osten, kann Reis nicht in Wasserkulturen angebaut werden. Steile Hänge, zweitklassige Bodenbeschaffenheit und extreme Regenfälle erlauben hier noch nicht einmal den Reis-Terrassenanbau wie in Java. Stattdessen ist die Landwirtschaft vom System des wechselnden Anbaus geprägt, *jhum* genannt. Von den üblichen Problemstellungen der ArbeitshistorikerInnen ist diese landwirtschaftliche Produktionsweise weit entfernt, denn Lohnarbeit spielt normalerweise keine Rolle, sondern kooperative Arbeitsmethoden, die auf Regeln gegenseitiger Hilfe beruhen, dominieren.[47]

44 Bray, Rice Economies, ebenda, S. 4.

45 Geertz, Agricultural Involution (wie Anm. 43), S. 101.

46 Zu einer Kritik an Bray siehe: Willem van Schendel, Rural Transformation in Asia: Models and the Interpretation of Local Change, in: Jan Breman/Sudipto Mundle (eds.), Rural Transformation in Asia, Delhi, etc. [Oxford University Press] 1991, S. 281–309.

47 Zum Thema »kooperative Arbeitssysteme« in der Landwechselwirtschaft in einer Region der Tropen siehe: Tereza Ximenez, Division of Labor and Resource Management in Eastern Pará, Brazil, in: Agriculture and Human Values, 18 (2001), S. 49–56.

Seit den ersten schriftlichen Überlieferungen aus der Kolonialzeit ist *jhum* als »primitiv« und historisch überholt beschrieben worden. Die staatliche Politik in der kolonialen und post-kolonialen Zeit kritisierte *jhum* als statisch und versuchte, diese Produktionsform durch »weiter entwickelte« Formen der Bodenkultivierung mittels Pflug zu ersetzen, zumeist aber mit nur mäßigem Effekt. Solche auf evolutionärem Denken beruhende Vorurteile konstruierten einen Gegensatz zwischen *jhum* und einer kapitalistischen Produktionsweise und suggerierten, dass *jhum* veraltet und nur noch von anthropologischem Interesse sei. Auch für die Arbeitsgeschichte, ein Forschungsfeld, das selbst von evolutionistischen Annahmen durchsetzt ist, ist *jhum* kein Thema. Wenn wir aber dem Argument Prakashs folgen, dass die Geschichte der unfreien Arbeit eine Geschichte des Kapitals im Verborgenen sei, erweitert sich das Forschungsfeld auf die Arbeitsprozesse in der *jhum*-Bodenkultivierung. Wie konnte diese Produktionsweise überleben, sich entwickeln, transformieren und sich am Markt orientieren, ohne dass es zu einer Trennung von Kapital und Arbeit kam? Welche Verbindungen haben sich zwischen den Arbeitsbeziehungen in der *jhum*-Produktionsweise, die vom Familienverband bestimmt werden, und den kapitalistischen Produktionsweisen entwickelt? Wie und warum haben beispielsweise *jhum*-Gemeinschaften Arbeitskräfte frei gesetzt, damit sie in weit entfernten Plantagen, Fabriken und im Straßenbau arbeiten konnten?[48] Und warum hatten Erfahrungen mit kapitalistischen Arbeitsbeziehungen, die über Generationen andauerten, einen so geringen Effekt auf die Arbeitsbeziehungen? Es ist das Überdauern und die Adaption dieser vermeintlich »primitiven« Produktionsweisen bis heute, die für ArbeitshistorikerInnen so interessant sind.

6. Neue Zwänge: Menschenhandel

Für ArbeitshistorikerInnen Bengalens und Nordost-Indiens sind die historischen Prozesse, die zu den massiven gegenwärtigen Arbeitsmigrationen geführt haben, besonders wichtig. Seit der Abwanderung der bäuerlichen Bevölkerung aus dem Bengal-Delta in die umliegenden Gebiete (vor allem nach Assam, Tripura und Arakan) im 19. Jahrhundert, ist die Zahl der Bengalis,

48 Zum Beispiel sind jhum-Bauern aus den Orissa-Bergen in das weit entfernte Arunachal Pradesh migriert, um dort im Straßenbau zu arbeiten; siehe: Mishra Panda, Towards Sustainable Natural Resource Management of Tribal Communities: Findings From a Study of Swidden and Wetland Cultivation in Remote Hill Regions of Eastern India, in: Environmental Management, 23 (1999), 2, S. 205–216.

die außerhalb von Bengalen nach Arbeit und Land gesucht haben, ständig gewachsen. Aufgrund dieser Migration ist es sinnvoll, die Region Bengalen und Nordost-Indien als Einheit zu untersuchen. Die Grenzen, die diese Region seit 1947 in zwei Staaten teilt, haben den Migrationprozess verkompliziert. Erstens kam es zu zwei zusätzlichen Migrationsbewegungen, weil die Menschen von einem in den anderen Teil der Region flohen, und dadurch wurde zweitens die Arbeitsmigration zu einer zwischenstaatlichen Angelegenheit. Heute sind die meisten MigrantInnen Bangladeschis, die in West-Bengalen (Indien) und Nordost-Indien stranden, obwohl es inzwischen auch eine weltweite Diaspora von Bangladeschis gibt. Die indische Regierung behauptet, dass heute mehr als 20 Millionen Bangladeschis illegal in Indien leben. Die Ankunft so vieler MigrantInnen in Indien hat erhebliche politische Folgen gehabt: Pogrome gegen Bangladeschis, Zwangsausweisungen nach Bangladesch und Aufenthaltsbeschränkungen. Hinzu kommen wirtschaftliche Folgen: niedrige Reallöhne in Gegenden mit vielen MigrantInnen, die Existenz indischer Unternehmen, die ausschließlich auf der Basis illegaler Arbeitskräfte aus Bangladesch betrieben werden und besondere Arbeitsmarktnischen (im Bauwesen, in Webereien, in Zigarettenfabriken, in privaten Haushalten, in der Prostitution, beim Müllsammeln und Riksha-Fahren), in denen nur ImmigrantInnen arbeiten. Wenig ist bislang über die Identitäten der MigrantInnen, ihre Motive sowie Migrationsstrategien bekannt, wie sie Bangladesch verlassen und wie sie die Grenze überqueren, wie sie Arbeit finden, wie ihre weitere berufliche Perspektive aussieht und ob sie ins Heimatland zurückkehren. Es gibt Hinweise auf Agenturen, die von Indern betrieben werden und die ungelernte ArbeiterInnen in Bangladesch anheuern, um sie in Ziegeleien, Fabriken und im öffentlichen Sektor Indiens zu vermitteln. Es gibt auch Bangladeschis, die als Vermittler fungieren und MigrantInnen über die Grenze schleusen, es gibt verwandtschaftliche Netzwerke auf beiden Seiten der Grenze, die bei der Migration und Arbeitssuche behilflich sind, und es gibt MigrantInnen, die sich auf eigene Faust durchschlagen und beim Grenzübertritt sozusagen ihre »eigenen Schleuser« sind.[49]

Bezogen auf den Menschenschmuggel unterscheiden Kyle und Dale zwei Kategorien:[50] Die *Exportindustrie für MigrantInnen* wird von der Nachfrage

49 Für mehr Details siehe: Willem van Schendel, The Bengal Borderland: Beyond State and Nation in South Asia, London 2005.

50 David Kyle/John Dale, Smuggling the State Back In: Agents of Human Smuggling Reconsidered, in: David Kyle/Rey Koslowski (eds.), Global Human Smuggling Comparative Perspectives, Baltimore/London 2001, S. 29–57.

der MigrantInnen bestimmt. Sie bietet ein ganzes Service-Paket an, mit dem die MigrantInnen aus der Aufbruch-Region losgeschickt werden; die meiste organisatorische Arbeit wird in der Region selbst erledigt, von der die MigrantInnen sich auf den Weg machen, und der Vertrag gilt als erfüllt, wenn die MigrantInnen an ihrem Zielort angekommen sind. Zur zweiten Kategorie zählen die *Sklaven-Import-Firmen*, die aufgebaut wurden, um ungelernte Arbeitskräfte für Unternehmen heranzuschaffen. Dieser Arbeitssklaven-Import wird von relativ stabilen – kriminellen oder halb-legalen – Organisationen in den Zielgebieten durchgeführt. Dieser Geschäftszweig des Menschenhandels ist fast immer von korrupten Beamten in den betroffenen Ländern abhängig. Die Schleuser-Organisationen lassen ihre Opfer, die in den meisten Fällen in der sozialen Hierarchie unter den »Kunden« der Migrationsexporteure stehen, in dem Glauben, dass sie sich einer Organisation der erstgenannten Kategorie von Arbeitsmigranten-Exporteuren anvertraut haben. Um dieses Image aufrecht zu erhalten, agieren oft wohlhabend erscheinende Frauen als Erstkontaktpersonen der Sklaven-Import-Organisationen.[51] Die schwierige Situation der Opfer wird ausgenutzt, um sie dazu zu bringen, sich auf einen Vertrag einzulassen, der sie zu Zwangsarbeit für die Schleuser verpflichtet. »Im Gegensatz zu den Strafverfolgungsbehörden und der Medienberichterstattung, die dahin tendieren, die ›bad guys‹ und ihre Opfer gleich zu setzen, ist das Schleusen von MigrantInnen oder der Menschenhandel durchaus zweideutig, weil die MigrantInnen aus eigener Sicht weder rein freiwillig noch unfreiwillig handeln. Viele der heutigen Arbeitssklaven wissen, dass sie illegal über die Grenze geschleust werden, um zu arbeiten, und manchmal wissen sie auch schon, welche Arbeit auf sie wartet – was sie oftmals nicht kennen, sind die genauen Bedingungen des ›Vertrages‹.«[52]

Es werden Männer und Frauen, Kinder und Erwachsene über die Grenze zwischen Bangladesch und Indien geschmuggelt, der Menschenhandel mit Frauen hat jedoch die meiste Aufmerksamkeit erregt. Vielen Frauen wird erst nach der Ankunft an ihrem Zielort klar, dass sie hereingelegt worden sind, denn sie werden an Ausbeutungsbetriebe und Bordelle verkauft. Mittelsmänner wenden bei Jugendlichen und Männern den gleichen Trick an,

51 Kyle / Dale, Smuggling, ebenda, S. 34; zur Anwerbung von Sex-Arbeiterinnen aus Bangladesch für die indische Sex-Industrie siehe auch: Willem van Schendel, The Bengal Borderland (wie Anm. 49); während der Kolonialzeit wurden Arbeiterinnen in ähnlicher Weise für die Arbeit in den Tee-Plantagen gewonnen; zum Thema ›Kidnapping‹ von Tee-Arbeiterinnen, siehe auch Samita Sen, ›Questions of Consent (wie Anm. 28).

52 David Kyle / Rey Koslowski (eds.), Global Human Smuggling (wie Anm. 50), S. 9.

wenn sie ihnen Jobs in weit entfernten Fabriken anbieten, um sie dann in Wahrheit als Zwangsarbeiter an Großgrundbesitzer auf dem Land oder Ausbeuterbetriebe zu verkaufen.[53]

Die Aussicht auf eine Anstellung oder Heirat wird benutzt, Frauen dazu zu verlocken, die Grenze zu überqueren.[54] Bei vielen Frauen und Mädchen sind es aber weder Einverständnis noch Verlockung, die sie zu diesem Schritt bringen, sondern Zwang und Verkauf. Entführungen sind üblich, vor allem von kleinen Kindern, sogar Babys, aber es gibt auch Eltern, die ihre Kinder verkaufen. Auf diese Weise gelangen jedes Jahr etwa 15.000 Kinder aus Bangladesch nach Indien, eine Praxis, die schon sehr lange andauert. Jungen zwischen zwei und zwölf Jahren sind vor allem in der Golf-Region sehr begehrt, wo sie als Jockeys bei Kamelrennen eingesetzt werden.[55] Junge Mädchen und Jungen sind auch als Hausdiener sehr gesucht,[56] aber auch als Prostituierte.[57] Sehr junge Mädchen »erzielen einen hohen Preis, weil sie wahrscheinlich noch nicht HIV/AIDS-infiziert sind« und »in West-Bengalen sind Kinder, die als Jockeys bei Kamelrennen eingesetzt werden, die teuersten, gefolgt von denen, die zur Prostitution gezwungen werden, wäh-

53 Ranabir Samaddar, The Marginal Nation: Transborder Migration from Bangladesh to West Bengal, New Delhi [Sage Publications] 1999; Van Schendel, Bengal Borderland (wie Anm. 49).

54 John Frederick/Thomas L. Kelly (eds.), Fallen Angels: The Sex Workers of South Asia, New Delhi [Lustre Press/Roli Books] 2000, S. 67–68, 74.

55 Die Arbeitsbedingungen dieser Jungendlichen sind dokumentiert in: United Arab Emirates: Camel Jockeys, by Geoff Thompson [Series Foreign Correspondent, Australian Broadcasting Corporation] 2003.

56 Historische Studien über das Hauspersonal im kolonialen Bengalen und Nortost-Indien sind selten, siehe: Indrani Chatterjee, Gender, Slavery and Law in Colonial India, Delhi etc. [Oxford University Press], 1999; Tanika Sarkar, Bondage in the Colonial Context, in: Utsa Patnaik/Manjari Dingwaney (eds.), Chains of Servitude: Bondage and Slavery in India, Madras 1985, S. 97–126; Raka Ray, Masculinity, Femininity, and Servitude: Domestic Workers in Calcutta in the Twentieth Century, in: Feminist Studies, 26 (2000) 3, S. 691–718; Swapna M. Banerjee, Down Memory Lane: Representations of Domestic Workers in Middle Class Personal Narratives of Colonial Bengal, in: Journal of Social History, 37 (2004) 3, S. 681–708.

57 Laut einem UNO-Bericht wurden Mitte der 1990er Jahre rund 300.000 Bangladeshi-Frauen und Kinder an indische Bordelle verkauft. (The Daily Star, 15 December 1998). Der Sex-Markt ist hoch organisiert: Bangladeshi-Frauen enden einerseits in der Sex-Industrie von Indien und Pakistan, aber gleichzeitig arbeiteten indische Frauen im Sex-Geschäft einiger Grenzdörfer von Bangladesch. Auch Jungen aus dem Grenzgebiet werden an die indische Sex-Industrie vermittelt; vgl. die Artikel »Rajshahi most vulnerable to AIDS onslaught«, in: The Independent (19 June 2002) und »Rescue blows lid off boy trafficking«, in: The Telegraph (22 August 2003).

rend jene, die zum Betteln angehalten oder als HilfsarbeiterInnen eingesetzt werden, am billigsten sind. In Bangladesch sollen die Preise sehr niedrig sein, der Durchschnitt beläuft sich dort auf 1000 bis 5000 Rs.«[58]

Die Erforschung der Zwangsmigration in Bengalen und Nordost-Indien ist aus drei Gründen wichtig: Sie ist erstens ein vernachlässigter Aspekt der sozialen Transformation dieser Region, die heutzutage eine große politische Bedeutung hat; sie betrifft zweitens wichtige Bereiche der Arbeit (Frauen-, Kinder-, Haus-, Sex- und »illegale« Arbeit[59]), die in der Arbeitsgeschichte dieser Region bislang nicht zentral waren; und schließlich ergänzt sie die Debatte über die Formen der Kontrolle der ArbeitsmigrantInnen in kapitalistischen Unternehmen (zum Beispiel das *sardar*-System), die für die koloniale Jute-Fabriken und Tee-Plantagen analysiert worden sind. Gibt es eine historische Kontinuität zwischen diesen verschiedenen Formen der Migration?

7. Kulturen der Arbeit und ihre Bedeutungen

Die ArbeitshistorikerInnen sollten den universalistischen Anspruch theoretischer Konstrukte hinterfragen, die lange ihre Forschungsarbeit bestimmt haben. Dabei hat sich die Einbeziehung der Kulturen der Arbeit als hilfreich erwiesen. Für Bengalen und Nordost-Indien bedeutet dies, den ArbeiterInnen gewissermaßen aus den Toren der Jute-Fabriken bis in ihre Gemeinden, aus denen sie stammen, zu folgen und ihre Arbeitspraxis im Kontext einer breiteren urbanen Kultur von Kalkutta zu sehen. Dabei ist umstritten, ob die Jute-ArbeiterInnen eher von einem »vertikalen«, vor-kapitalistischen

58 Entspricht zwischen 25 und 125 US-Dollar; siehe den Artikel »27.000 Bangladeshis trapped in Indian brothels«, in: Dawn (8 April 1998); Sanghamitra Chakraborty, Repatriated Bangla children may never see their real families again, in: Times of India (19 April 1998).

59 Zum Gender-Charakter der Sex-Arbeit siehe: Nirmala Banerjee, Working Women in Colonial Bengal: Modernization and Marginalization, in: Kumkum Sangari/Sudesh Vaid (eds.), Recasting Women: Essays in Colonial History, New Delhi [Kali for Women] 1989, S. 269–301; Samita Sen, Women and Labour in Late Colonial India: The Case of the Jute Industry, 1890–1940, Cambridge 1999); Indrani Chatterjee, Gender, Slavery (wie Anm. 56); Banerjee, Down Memory Lane (wie Anm. 56). Zur Geschichte der Kinderarbeit, die hier nicht behandelt wurde, gibt es eine Reihe Studien von Anthropologen zum Beispiel: Zarina Rahman Khan/Helaluddin Khan Arefeen/Potita Nari: A Study of Prostitution in Bangladesh, Dhaka [Centre for Social Studies, Dhaka University] 1989; Sumanta Banerjee, Dangerous Outcast: The Prostitute in Nineteenth Century Bengal, Calcutta [Seagull] 1998; Zur Geschichte der ›Illegalen‹ (ohne Papiere) siehe: Van Schendel, Bengal Borderland (wie Anm. 49).

community-Bewusstsein als von einem »horizontalen«, kapitalistischen Klassenbewusstsein geprägt sind.[60] Die Untersuchungen über die Arbeiterkultur thematisieren, dass die Erfahrung als »Arbeiterklasse« »für die Welt der ArbeitsmigrantInnen in den bengalischen Industrien relativ unbedeutend ist«.[61]

Deshalb ist es sinnvoll, »urban« und »ländlich« nicht als dichotome Kategorien zu verwenden. Wenn wir das Konzept der erweiterten Lebenswelten ernst nehmen, können wir »urban« nicht mit einem eher modernen Klassenbewusstsein gleichsetzen und »ländlich« mit einem eher traditionellen / vor-kapitalistischen *community*-Bewusstsein. Untersuchungen über die Kulturen der ArbeiterInnen sollten deshalb auch das ländlich-urbane Kontinuum abbilden, statt sich nur auf die urbanen Nachbarschaften zu konzentrieren. Denn es gab einen kontinuierlichen gegenseitigen Austausch von Ideen und Individuen zwischen den Dörfern und Städten, die die Identitäten der ArbeiterInnen geprägt haben, und deshalb sind ländliche Formen von Klassenbewusstsein ebenso wichtig wie urbane Formen von *community*-Bewusstsein.[62]

Ein anderer Zugang zur Kultur der Arbeit ergibt sich aus der Frage, was die Arbeit für die Menschen bedeutet, die sie verrichten. Solche Bedeutungen erklären sich nicht von selbst, sondern erfordern empirische Untersuchungen: Welche Begriffe benutzen die ArbeiterInnen selbst und welche Konnotationen haben diese Begriffe? Wie verändern sie sich im Lauf der Zeit? Um nur ein Beispiel aus den Dutzenden von Sprachen, die in der Region gesprochen werden, zu nehmen: die Bengali-Sprache ist reich an Begriffen für »Arbeit« – *srom*, *kaj*, *kormo*, *karjo*, *kam*, *chakori*, *khatuni*, *porisrom* und *mehono* –, für die die englische Sprache nur Begriffe wie *labour*, *work* oder *toil* kennt. Darüber hinaus gibt es noch zahlreiche regionale und historische Variationen. Ähnlich viele Begriffe lassen sich für Lohn, Tagelöhner, Unternehmer, Arbeitslosigkeit, Arbeitsvermittler, Fabrik usw. finden.

Welche Begriffe für Arbeit gebrauchen die Bengalis und warum? Wird dabei nach Klasse, Geschlecht und Generation differenziert? Welche Begriffe für Arbeit werden im politischen und akademischen Diskurs benutzt?

60 Siehe Subho Basu, Strikes and »Communal« Riots in Calcutta in the 1890s: Industrial Workers, Bhadralok Nationalist Leadership and the Colonial State, in: Modern Asian Studies, 32 (1998), 4, S. 949–983, at 983.

61 De Haan / Sen, New Lamps for Old? (wie Anm. 15), S. 7.

62 Siehe dazu auch De Haan / Sen, New Lamps for Old? (wie Anm. 15), S. 2.

Wenn wir die kulturellen Annahmen verstehen wollen, die den Arbeitsbeziehungen zugrunde liegen, könnte eine sozio-linguistische Analyse hilfreich sein. Bislang hat die Arbeitsgeschichtsforschung dieses Feld weitgehend vernachlässigt, obwohl die Übersetzung von zentralen Konzepten der Arbeit auch in den europäischen Sprachen immer wieder Probleme mit sich brachte und bringt. Beziehen sich im Deutschen das Wort *Arbeit*, im Italienischen *lavoro*, im Russischen *trud*, im Englischen *labour* und im Französischen *travail* wirklich auf das gleiche Phänomen? Für ArbeitshistorikerInnen Südasiens, die Zugang zu diesen Forschungsthemen fast ausschließlich über die englische Sprache haben, ist es nützlich, das Problem der Übersetzbarkeit in einem viel breiteren Kontext zu untersuchen. Zunächst ist vom akademischen und politischen Diskurs auszugehen. Wie haben beispielsweise südasiatische ArbeitshistorikerInnen die Begriffe »Arbeit« und »Lohn« übersetzt? Welche Rückwirkungen wiederum hat die Wahl dieser Begriffe auf ihr Verständnis der historischen Realitäten, die sie untersuchen? In welcher Beziehung steht diese politisch-akademische Begrifflichkeit zweitens zu der, die die arbeitende Bevölkerung benutzt? Welche Begriffe verwendet die arbeitende Bevölkerung und welche Auswirkung haben diese auf ihre Identität? Wie können wir diese Begriffe nutzen, um besser zu verstehen, was Arbeit für sie bedeutet und ob und wie sich diese Bedeutungen im Lauf der Zeit verändert haben?

Am meisten wissen wir über die Jute-ArbeiterInnen, dennoch ist dies nur ein Ausschnitt der Arbeitsgeschichte der gesamten Region. Da in der Arbeitsgeschichte die Handlungsfähigkeit der ArbeiterInnen bezüglich ihrer eigenen Interessen, ihrer Lebensentwürfe und ihrer Lebenswelten in den Mittelpunkt gerückt ist, ist es wichtig zu erfahren, wie sie ihre Arbeit selbst auffassen. Wie redet beispielsweise eine Haushaltsvorsteherin im ländlichen Chittagong über ihre Arbeit, wenn sie entschieden hat, ihren Sohn im Teenageralter in die Karnaphuli-Papierfabrik nach Chandraghona zu schicken; oder wie reden ArbeiterInnen auf den Tee-Plantagen von Assam über ihre Jobs? Welche Begriffe nutzen die Sylheti-Hafenarbeiter in Kalkutta oder die Zigarrendreher aus Rakhain in Cox's Bazar? Verwenden die Garo-Dienstmädchen in Shillong für ihre Arbeit die gleichen Begriffe wie Garo-Dienstmädchen in Mymensingh? Um diese Fragen zu klären, kommen zusätzlich zu Aufzeichnungen auch mündlichen Überlieferungen als Quellen infrage.[63]

63 Bhattacharya, The Labouring Poor (wie Anm. 7).

8. Das Potenzial einer vergleichenden Arbeitsgeschichtsschreibung

Die Region Bengalen und Nordost-Indien bietet wegen ihrer komplexen und fließenden Arbeitsbeziehungen, der Qualität und Fülle der historischen Quellen, der bereits vorhandenen Untersuchungen und der Tatsache, dass die Zahl der dort lebenden arbeitenden Armen sich auf hunderte von Millionen Menschen beläuft, ein ergiebiges Forschungsfeld. Dazu kommt, dass die Region sich auch für die vergleichende Forschung ausgezeichnet eignet, weil sie nach 1947 in zwei unabhängige Staaten getrennt wurde. Diese Teilung hat eine Art Laboratoriumssituation geschaffen, in der geprüft werden kann, wie staatliche Politik die Arbeitsbeziehungen beeinflusst und welche Auswirkungen diese wiederum auf den Staat haben. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben Indien und Ostpakistan / Bangladesch eine unterschiedliche Politik in Bezug auf Lohn, Arbeitsbedingungen, Kleinpacht etc. verfolgt, die es auszuwerten gilt.[64]

Die Grenzziehung mitten durch diese Region hat auch die Handlungsstrategien der arbeitenden Armen beeinflusst. Neue Routen der Arbeitsmigration mussten gefunden, alte verworfen werden – saisonale MigrantInnen aus Nordindien gingen nach Ostbengalen, ArbeiterInnen aus Ostbengalen in die Industrien, Häfen und Bergwerke Westbengalens, usw.[65] Diese saisonalen MigrantInnen fanden entweder neue Wege der Migration, hielten sich von der Grenze fern oder passten sich, wenn sie die Grenze überschritten, dem jetzt illegalen Charakter ihres Migrationsstatus an. Das Grenzgebiet selbst wurde zu einen Ort, in dem Bootsleute, Träger, Prostituierte, KleinhändlerInnen, FabrikarbeiterInnen, SchmugglerInnen, aber auch Staatsbedienstete – Polizisten, Büroangestellte, Grenzbeamte und Wachleute – Arbeit fanden.[66]

Es gingen auch viele Siedler über die Grenze – darunter waren kleine Landbesitzer, Kleinpächter und ArbeiterInnen. Diejenigen, die über etwas Land verfügten, tauschten es gegen Land auf der anderen Seite der Grenze

64 James K. Boyce, Agrarian Impasse in Bengal: Institutional Constraints to Technological Change, Oxford 1987; Abhijit Dasgupta, Growth with Equity: The New Technology and Agrarian Change in Bengal, Delhi [Manohar] 1998.

65 Siehe van Schendel / Faraizi, Rural Labourers (wie Anm. 30), S. 46–57; Willem van Schendel, Working Through Partition: Making a Living in the Bengal Borderlands, in: International Review of Social History, 46 (2001), S. 393–421.

66 Van Schendel, Working Through Partition; Van Schendel, Bengal Borderland (wie Anm. 49). Willem van Schendel, Stateless in South Asia: The Making of the India-Bangladesh Enclaves, in: The Journal of Asian Studies, 61 (2002), 1, S. 115–147.

ein, so dass viele arme und Familien mit mäßigem Einkommen ihr neues Leben mit einem kleinen Guthaben beginnen konnten. Andere wiederum verloren ihr Land und wurden zu arbeitenden Armen.[67]

Arbeitende Arme: Für eine Globalisierung der Arbeitsgeschichte

Die ArbeitshistorikerInnen Bengalens und Nordost-Indiens räumten den überwiegend nicht-proletarischen und in freien Arbeitsverhältnissen in den vergangenen Jahrzehnten nur wenige Überlebenschancen ein, da sie diese Formen der Arbeit als wenig modern und dynamisch ansahen und sie in ihren Augen deshalb wenig zur Analyse der »Entstehung einer Arbeiterklasse« herangezogen werden konnten.[68] Sie wurden als Relikt einer früheren Zeit gedeutet, die noch nicht ganz verschwunden waren.

Gyan Prakash meint deshalb, dass die Arbeitsgeschichtsschreibung konzeptionell und institutionell unfähig sei, diese Fragen anzugehen. Juan Giusti-Cerdero diskutiert hingegen in seiner Arbeit über die Karibik, wie die bestehenden Konzepte über »Bauern« und »ländliche Proletarier« wieder verbunden werden können.[69] Shahid Amin und Marcel van der Linden weisen darauf hin, dass sich die dominierenden Formen der nur teilweise proletarisierten Arbeit außerhalb unserer Schemata in Grauzonen befinden, die wir selbst geschaffen haben.[70]

Prakash schlägt vor, diese Formen als die verborgene Geschichte des Kapitalismus zu begreifen und sie unter die Kategorien der freien Arbeit zu subsumieren. Sabyasachi Bhattacharya schlägt einen anderen Weg ein. Er

67 Md. Mahbubar Rahman / Willem van Schendel, »I Am Not A Refugee«: Rethinking Partition Migration, in: Modern Asian Studies, 37 (2003), 3, S. 551–584.

68 E.P. Thompsons Studie »The Making of the English Working Class« (Harmondsworth 1970) hatte einen großen Einfluss auf die Arbeitsgeschichte des späten 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt auch in Südasien. Dipesh Chakrabarty (1998): »Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als Barun De mir E. P. Thompsons Buch ›The Making of the English Working Class‹ gab und sagte: ›Es gibt nichts Besseres, lesen Sie es.‹« in: Dipesh Chakrabarty, Culture in Working Class History: A Discussion, Noida [V. V. Giri National Labour Institute] 1998, S. 6. Die Rolle von Thompson Buch betont auch Vinay Bahl, The Making of the Indian Working Class: The Case of the Tata Iron and Steel Co., 1880–1946, New Delhi etc. 1995.

69 Juan A. Giusti-Cordero, Labour, Ecology and History in a Puerto Rican Plantation Region: »Classic« Rural Proletarians Revisited, in: Amin / van der Linden (eds.), Peripheral Labour? (wie Anm. 5), S. 53–82, hier S. 54.

70 Amin / van der Linden, ebenda, Introduction, S. 3.

subsumiert nicht die unfreie unter die freie Arbeit, sondern stützt sich auf den Begriff der »arbeitenden Armen«, weil die historische Bezeichnung dieser pluralen, fließenden und sich verändernden Formen der Arbeit, die in Bengalen gleichzeitig nebeneinander existierten, nicht mit den üblichen Kategorien beschrieben werden können.[71] Erst wenn wir die Perspektive der Armen selbst einnehmen, so sein Argument, wäre die Sonderstellung des Industrieproletariats kein Thema mehr. »Die arbeitenden Armen haben eine gemeinsame Kultur, die keine Grenze zwischen entlohnter und nicht-entlohnter Arbeit kennt [...] Diese Kultur ist nicht von ›Lohn-Sklaverei‹ im Kapitalismus, sondern von Armut und Arbeit als alltäglicher Erfahrung geprägt. In dieser Kultur ist die Bedeutung von Armut, Mittellosigkeit, Mangel und Hunger weitaus größer als die Bedeutung von Lohnarbeit zur Nicht-Lohnarbeit beziehungsweise von Proletarisierung zur Nicht-Proletarisierung.«[72] Um die Lebenswelten und Weltanschauungen der arbeitenden Armen zu verstehen, ist es sinnvoll, die Archive der Kolonialregimes und der nachkolonialen Phase zu nutzen, aber auch alternative Geschichtsquellen wie Dichtungen, Erzählungen, Lieder, Lebensgeschichten und Erinnerungen der arbeitenden Armen hinzuziehen. [73]

Unter dem Einfluss dieser neuen Debatte haben sich die ArbeitshistorikerInnen Bengalens und Nordost-Indiens inzwischen darüber verständigt, ihr Forschungsgebiet zu erweitern und die Arbeitsgeschichte der Region nicht mehr durch die Lupe des Nordens zu betrachten. Dieser Konsens muss nun in die Praxis umgesetzt werden.

Dieses Bestreben ist sicherlich nicht nur für Bengalen und Nordost-Indien von Bedeutung. Auch andere HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen des Südens setzen sich dafür ein, dass die Geschichtsforschung »nicht durch Begriffe bestimmt wird, die von den seit langer Zeit existierenden Diskursen des Nordens geprägt sind«. Sie wollen aufhören, »die Ausnahme zu erklären, statt die Theorie, die solche Darstellungen untermauert, zu hinterfragen.«[74] Diese Auseinandersetzungen sind Teil einer Bestandsaufnah-

71 »Das Konzept der arbeitenden Armen ist undeutlich, ohne scharfe Konturen und passt zu den ›transitionalen‹ Ökonomien, in denen Klassengrenzen durchlässig sind und Personen wie Familien gleichzeitig zu mehreren Klassenkategorien gezählt werden können (Lohnarbeit und Nicht-Lohnarbeit stehen sich nicht gegenüber).«, in: Bhattacharya, The Labouring Poor, (wie Anm. 7), S. 5.

72 Bhattacharya, The Labouring Poor (wie Anm. 7), S. 6.

73 Chakrabarty, Rethinking (wie Anm. 2), S. 226.

74 Samita Sen / Shamil Jeppie, Editorial (wie Anm. 8), S. 1.

me, die gegenwärtig in den Sozialwissenschaften stattfindet. Der wichtigste Grund dafür ist die Herausforderung, die von der postkolonialen Forschung ausging. Sie ist gegen die dominierenden sozialwissenschaftlichen Praktiken gerichtet, die seit ihrer Entstehung im Europa des frühen 19. Jahrhunderts die Dichotomie eines überlegenen modernen und rationalen Nordens und des unterlegenen »Andersseins« der Völker und Kulturen des Südens konstruierten und bis heute aufrecht erhielten.[75] Postkoloniale Theoretiker argumentieren, dass jeder ernsthafte Versuch, die Praxis der Sozialwissenschaften zu globalisieren, eine sorgfältige Überarbeitung dieser tradierten Kategorien erfordert.

Die ArbeitshistorikerInnen sollten sich nicht auf das Überdenken der Kategorien freie und unfreie Arbeit beschränken, sondern darüber hinaus fragen, ob sie an der Geschichte der Arbeit oder mehr am Studium des kapitalistischen Fortschritts interessiert sind, wofür sich dann die Beschäftigung mit der freien Lohnarbeit anbietet. Die Entwicklung des Kapitalismus war in den vergangenen Jahrhunderten weltweit ein wichtiger Faktor im Leben der Menschen. Deshalb steht er bei der Erforschung der Arbeit immer an erster Stelle und bringt das Konzept der Proletarisierung entsprechend zum Ausdruck. Aber die Konzentration auf die freie Lohnarbeit als Verkörperung der »modernen« Arbeit ist ganz sicher problematisch. Ein Paradigmenwechsel scheint geboten.

In diesem Zusammenhang verweist Marcel van der Linden auf die Wahl zwischen den Konzepten »Weltgeschichte der Arbeit« und »Geschichte der globalisierten Arbeit«. Im ersteren Fall gehe es darum »die Entwicklung von Arbeitsverhältnissen und Arbeiterbewegungen auf der ganzen Welt möglichst vollständig additiv zu beschreiben und nachzuerzählen«. Die Globalgeschichte der Arbeiterinnen und ArbeiterInnen sei hingegen »zuerst und vor allem die Geschichte eines wichtigen Aspekts des heutigen kapitalistischen Weltsystems, nämlich der Arbeit«. Seiner Meinung nach ist die globale Geschichte der Arbeit eine modifizierte Form der klassischen marxistischen Analyse, deren Forschungsspektrum nicht nur die Lohnarbeit, sondern auch die Sklaverei, die Kleinpacht und die Knechtschaft umfassen sollte.[76]

75 So Fernando Coronil, Beyond Occidentalism: Towards Nonimperial Geohistorical Categories, in: Cultural Anthropology, 11 (1996), 1, S. 51–87.

76 Marcel van der Linden, Die Geschichte der ArbeiterInnen und Arbeiter in der Globalisierung, in: Sozial.Geschichte, 18 (2003), 1, S. 10–40, hier S. 21; ders., Plädoyer für eine historische Neubestimmung der Welt-Arbeiterklasse, in: Sozial.Geschichte, 20 (2005), 3, S. 7–28.

Diese Art der Verbreiterung des Forschungsfelds der Arbeitsgeschichte durch die Einbeziehung unfreier Arbeitsverhältnisse wirft eine Reihe wichtiger theoretischer Fragen auf. Wir haben gesehen, dass die Arbeitsgeschichte klassisch-marxistischer Prägung von einer Grundtendenz der modernen Weltgeschichte ausgeht: der fortschreitenden Verdrängung der unfreien durch die freie Arbeit – oder der fortschreitenden Proletarisierung der ArbeiterInnen auf Weltebene. Die MarxistInnen haben die Sklaverei, die Kleinpacht und die Schuldknechtschaft als Formen der »unfreien« Arbeit untersucht und sie entweder als Vorläufer der freien Arbeit oder als ihr zeitgenössisches Gegenstück verstanden. Van der Linden plädiert dagegen dafür, Sklaverei, Pachtarbeit und Schuldknechtschaft gleichberechtigt mit der freien Arbeit in einer erneuerten globalen Arbeitsgeschichte zu behandeln. Das ist sicher möglich, aber es ist unklar, inwieweit dieser Ansatz mit der klassischen oder modifizierten marxistischen Analyse in Übereinstimmung zu bringen ist, und ob er der post-kolonialen Kritik standhält. Prakash, Bjattacharya und Giusti-Cordero verweisen auf fundamentale Probleme mit der marxistischen Kategorisierung der Arbeit und verlangen beträchtliche Modifikationen.

Ein strittiger Punkt ist, warum eine globalisierte Arbeitsgeschichte ihre marxistischen Referenzen *a priori* setzen sollte. In diesem Lichte betrachtet ist die Option, die van der Linden uns vorschlägt, vielleicht am Ende doch nicht so überzeugend. Eine »Weltgeschichte der Arbeit« muss nicht notwendigerweise eine langweilige und additiv beschreibende Nacherzählung der »Entwicklung von Arbeitsverhältnissen und Arbeiterbewegungen auf der ganzen Welt« sein. Sie könnte sich genauso gut als ein dynamisches und bedeutendes Forschungsfeld profilieren, auf dem die Geschichten und Identitäten der arbeitenden Menschen von verschiedenen theoretischen Ausgangspunkten her analysiert und miteinander verglichen werden, wobei man über die Perspektive des Nordens hinauszukommen versucht. Die »Globalisierungsgeschichte der Arbeit«, die den Kapitalismus unter dem Aspekt der Arbeit untersucht, könnte dann als spezielle Fragestellung innerhalb dieses größeren Forschungsfelds verstanden werden, und man könnte sich ihm auch aus verschiedenen theoretischen Blickwinkeln nähern.

Es wäre ein Fehler, die Arbeitsgeschichtsforschung, die über den Norden hinausgeht, als ein neues Feld zu begreifen, auf dem man alte theoretische Debatten des Nordens austrägt. Der Beitrag der Arbeitsgeschichte des Südens liegt zunächst und zuallererst in ihrer Fähigkeit, global denkenden ArbeitshistorikerInnen zu erlauben, ja sie geradezu zu zwingen, das Feld neu zu bestellen. Das Unterfangen, eine globalisierte Arbeitsgeschichte zu schaf-

fen, wird nicht erfolgreich sein, solange wir nicht die teleologischen Vorurteile der älteren westlichen Historiographie ablegen und uns selbst bezüglich der kulturellen Beschränkungen ihrer Schlüsselkategorien sensibilisieren, ihre Konstruktion eines unterlegenen »Anderen« und eines überlegenen »Selbst« aufheben und ihre universalistischen Mutmaßungen in Frage stellen.

Da verschiedene Strömungen des Marxismus die Arbeitsgeschichte des Nordens dominiert haben, muss insbesondere diese theoretische Tradition bei der Entwicklung einer globalisierten Arbeitsgeschichte neu durchdacht werden. Wenn man bedenkt, dass marxistische ArbeitshistorikerInnen des Südens es sehr schwierig fanden, aus ihren konzeptionellen Zwängen auszubrechen und das Terrain der Arbeitsgeschichte zu erweitern, dann erscheint ein solches Vorgehen dringlich. Vielen ist klar geworden, dass die zentralen Dichotomien, von denen sie ausgehen – freie/unfreie Arbeit –, »zunächst unsere Vision bereichern, um sie dann wieder einzuzwängen«. Wir werden feststellen, dass eine erfolgreiche Globalisierung der Arbeitsgeschichte eine eher agnostische und offene Herangehensweise erfordert.